

terkriminelle und künstliche Intelligenz rasch wieder die vakante Stellung des Mad scientist, und mit der Entwicklung der Gentechnologie war das alte Bild vom verrückten Wissenschaftler und seinem blasphemischen Eingriff in die Schöpfungsgeschichte in aller Pracht restauriert. Jetzt träumen wir wieder von wahnsinnigen Herrschern in der Virtual reality, von intelligenten Maschinen, die ihren Schöpfern den Krieg erklären, von androiden Terminatoren aus nicht allzu ferner Zukunft und vom »Clonus Horror«. Die Erben des Baron Frankenstein haben neue Mittel zur Verfügung, ihr Wesen und ihre Absichten sind offensichtlich dieselben geblieben.

Natürlich hat die populäre Kultur auch ganz andere Methoden, sich die Phantasie ›Wissenschaft‹ einzuverleiben, als freundliche Diminuierung in der Komödie, als romantisches Drama des Wissenschaftlers in den Biopics, als Popularisierung und Karnevalisierung des Wissens im szientifischen Infotainment und vieles mehr. Und doch, so scheint es, verläßt uns dieses mythenähnliche Konstrukt des Mad scientist nicht, der unsere Wissenschaftsängste in so perfekter Art bündelt.

Es ist die Wissenschaft, die sich aus der Erzählung der Gesellschaft verabschiedet, und die paradoxerweise gerade dadurch, als schwarzes Gegenbild, zum festen Bestandteil dieser Erzählung wird, ein Wissen, das sich so sehr vom Mainstream entfremdet hat, daß es sich nur in ein Geheim- und Gegenwissen verwandeln kann, ein Bild, das sich gegen die vollständige Verwissenschaftlichung der Welt sträubt, und zwar indem sie dagegen etwas Unwiderstehliches ins Feld führt, das Material der Kindheitsängste, in denen wir zugleich das Ich als Gegenüber der Welt erkennen und beginnen, um dieses Ich zu fürchten. Der Mad scientist ist eines jener Traumungeheuer, die die Grenzen zwischen Ich und Welt wieder

Es ist die Wissenschaft, die sich aus der Erzählung der Gesellschaft verabschiedet.

einreißen, die ihr magisches Wissen dazu mißbrauchen, das letzte Heiligtum zu zerstören: die Person. Im wissenschaftlichen Denken, wie es die populäre Kultur präsentiert, steckt nicht nur die Ambivalenz von schöpferischen und destruktiven Aspekten, es steckt darin auch die Entfremdung des Menschen von sich selbst.



Der Mad scientist hat nichts anderes im Sinn als die Vertreibung des Menschen aus seiner eigenen Geschichte, im Individuum wie im Kollektiv. So sträubt sich in dieser Projektion nicht nur die magische Weltsicht des Kindes gegen die Rationalität des Erwachsenen, der unaufgeklärte Mainstream gegen die Privilegierung des Wissens in den Laboratorien und Bunkern, das alte Glück gegen die Beschleunigung, es findet in ihr auch ein gesellschaftlicher Streit um Besitz und Kontrolle des Wissens statt.

Im Mad scientist ist es zu einem Kurzschluß zwischen Wissen und Macht gekommen; seine Herrschaft ist sadistisch, insofern er in den Menschen, in uns nur noch das Objekt erkennt, dem er mit der Mischung des unmoralisch spielenden Kindes und des rationalistischen Erwachsenen begegnet. Und bei alledem ist der Mad scientist auch ein wunderbarer Sündenbock. Er ist der Kerl, der die Welt nicht nur verstehen will. Er will sie haben. Am Ende muß er immer sterben. Für die Sünden der Wissenschaft, gewiß. Aber auch für unsere eigenen.



Uwe Herms

Wer einen Text schreibt, ist Herr der Sätze. Als Herr der Sätze herrscht er über alles, was er mit ihnen, in ihnen, durch sie und sogar über sie sagt. Er herrscht auch über das, was ungesagt bleibt. Die Sätze, die er zu einer Art Sitzordnung zusammenruft, bilden eine Konferenz. Mit der Tagesordnung, die er ihr gegeben hat, will er der Versammlung von Sätzen durch Ablauf und zeitliche beziehungsweise mengenmäßige Begrenzung ein Ergebnis abverlangen. Das Ergebnis soll eine bündige Mitteilung über Fakten, Gedanken und Erkenntnisse sein. Die Dauer der Konferenz, die Länge des Textes, dieses Textes ist vorgegeben und begrenzt. Das Ungesagte wird also viel umfangreicher sein als das, was sich hier zu Worte melden kann.

Selbst begeisterte Veranstalter von Konferenzen beziehungsweise Autoren von Satzsammlungen fürchten deren Unberechenbarkeit. Sie wissen, daß es sich um Bolzplätze der Anarchie handelt. Jeder Teilnehmer, jeder einfache Satz führt etwas im Schilde. Er repräsentiert eine Interessenlage. Der eine will etwas durchsetzen, der andere etwas torpedieren. Ein Dritter hat eigentlich keine Lust und fühlt sich im Exil. Konferenzen, Texte sind Zwangsveranstaltungen.

Indes: Der Vertriebene der Studierstube, des Labors, der Feldforschung oder des Schreibtischs, ob Satz oder Kapazität, sie alle wollen das Beste aus der Situation machen. So haben sich mehrere schon vorher zu Seilschaften verbündet und warten auf die Gelegenheit, Nägel mit Köpfen zu machen. Daran wollen sie andere aufhängen. Die wiederum sind ständig auf der Hut und ziehen gerade noch ihren Kopf

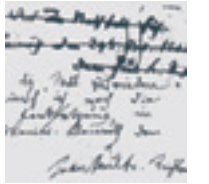
Herr der Sache! Ja. Aber auch Herr der Sätze?

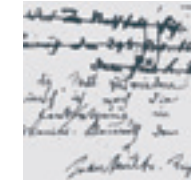
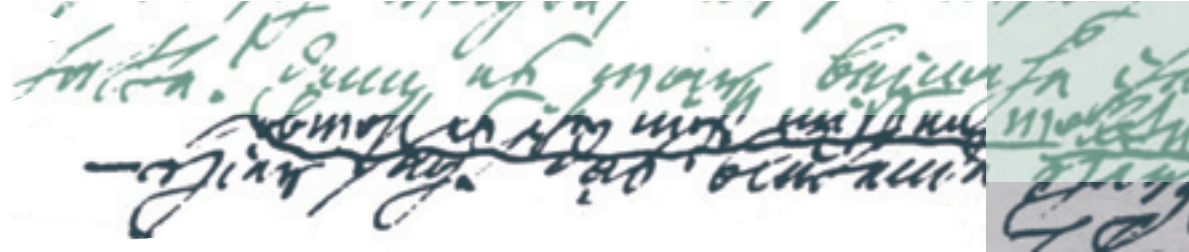
aus der Schlinge. Eine Konferenz wird also zum redundanten Gedaddel, wenn man nicht aufpaßt.

Kein Wunder, daß überlegene Geister solche Bolzplätze der Anarchie als Versuchsfeld für persönliche Chaostheorien der Kommunikation betrachten.

Es geht ja um ›Wissenschaftskommunikation‹, und das fundamentale Manko jeder Wissenschaft ist es, daß sie nicht an sich schon als Subjekt ihrer Vermittlung auftreten kann. Es bedarf ganz anderer Subjekte, zum Beispiel der Wissenschaftler, weil sie als Betreiber die besten Kenner ihrer Wissenschaft sind. Doch sehr oft haben sich diese Subjekte vollkommen in den Wissenschaftsanspruch auf Wissenschaftlichkeit ergossen. Der Makrophage der Objektivität hat die Subjektivität gefressen. Die entkernten Subjekte haben sich zu einer Gemeimbücherei der Entselbstung zusammengerottet. Das führt durch Selbst-Enteignung zum selbstverschuldeten Verzicht auf Subjektivität, und nur sie könnte erzählen, und nur das Erzählen von etwas erzählt etwas, so daß es dann bei der Weitergabe von Wissen an Nichtwissende auch zählt.

Wenn dennoch etwas Bündiges und Verbündliches herauskommen soll, bedarf es der demiurgischen Entschlossenheit des Versammlungsleiters beziehungsweise des Autors oder Conferenciers. Er wird sich daher als Moderator, als Manipulator, als Schlichter und Richter ins Spiel bringen. Wer eine Konferenz veranstaltet, will Herr der Konferenz sein, er muß es wollen, werden, sein und bleiben. Sogar nolens volens. Bleiben lassen kann er es natürlich auch, doch würde das etwas nützen?





Vielleicht ja. Ich hätte schon zu Anfang sagen sollen, daß ich diesen Text niemandem empfehlen kann. Als Herr des Verfahrens hätte ich einräumen sollen, daß ich auch als Frau sprechen könnte. Meine Betriebsblindheit hat mich fortgerissen. Ich habe mich wie eine Margaret Thatcher des Schreibens betragen. Ich habe die Gedankengruppe der Malvinen besetzt und sie durch strenges Regiment zu Falklandinseln gemacht. Ich habe es einfach falsch angefangen. Wenn ich schon nicht Herr der Sache war, von der ich auf dem Bolzplatz dieser Satzkonferenz sprechen wollte, so bin ich doch schließlich Herr des Verfahrens. Darum noch einmal von vorn.

Was ich sagen wollte, ist dies: In meiner Schreibstube sieht es aus, wie bei Helmholtz unterm Sofa. Überall liegen ansezierte Stücke Wissenschaftsprosa herum, manche tiefgefroren in der Kühltasche, andere im Schauglas, einige in der Kiste mit der letzten archäologischen Lieferung. Auf meinem Biedermeiertisch habe ich gediegene Exemplare zusammengestellt, die schon beim ersten Augenschein mein Vertrauen durch Schönheit des Satzbaus gewonnen hatten. Anfangs sortierte ich alle Fundstücke nach dem Outfit, nach den Präsentationsformen, in denen sie mich erreichten. Manche Druckwerke mit wissenschaftlichen Darbietungen von dauerhaftem Wert waren in Efalín-Hardcover so kostbar eingemantelt, daß ich an die Karosserien von Rolls-Royce denken mußte. Nach der Entnahme von Leseproben erschienen mir einige eher wie Castorbehälter, aus denen nichts an die Öffentlichkeit dringen würde. Sollten die Textbetreiber Sorge vor Kontaminationen gehabt haben? War denn nicht gerade das Durchsickern von Wissenschaftssubstanz hinaus ins gewöhnliche Leben das Vorhaben? Sollte nicht Public understanding erreicht werden? Vertrauen durch Verstehen? Verstehen durch vertrauensvolles Rückfragen? War Wissenschaft nicht auch eine Sache der Betroffenen, nicht nur eine für ihre Produzenten, die, mit einem Zitat der Romantik, »selig in sich selbst« ruhten? Oder sogar autistisch? Sich mit Rückkopplung begnügten, deren sprachliche Darlegung

an die kommunikationswidrigen Effekte aus der Akustik großer Säle erinnert?

Es gab auch ziemlich luschige Text-Outfits, im Flattersatz auf morschem Umweltpapier, nonchalant zusammengeheftet. Hier erwartete ich am ehesten ungebärdige Sätze, peinliche Gedanken, erschütternde Ergebnisse, umwälzende Vorschläge.

Oft war ich enttäuscht. Wenn ich aus den Rohöl-Papers von Geisteswissenschaftlern, Betriebswirtschaftlern, Soziologen mit Hilfe meiner privaten Crack-Anlage Gedanken raffiniert hatte, denen ich zustimmen mochte, war noch immer eine Menge Sprachgas abzufackeln, sinnloses Leuchten in der Nacht der Unaufgeklärtheit.

Anders gesagt: Auf dem Altpapier guten Willens begegneten mir Wortungetüme und Satzmonster, daß ich so manches Mal den hl. Georg anrief. Woher kamen sie denn? Die Verfasseramen deuteten doch auf menschlichen Ursprung hin. Waren sie etwa dem Reservat der Fachsprachen entsprungen? Hatten die finsternen Gegner von 007 auf dem Weg zur Weltherrschaft nicht nur Plutonium zu Sprengsätzen verarbeitet, sondern auch Sprengsätze aus genmanipulierter Sprache hergestellt? Nein, dachte ich, so weit sind wir noch nicht. Sollte es etwa, und ich zögerte sehr, es überhaupt zu denken, der Nachwuchs des Wissenschaftsbetriebs sein, der sich angesichts knapper Kassen durch fachsprachlichen Overkill einen Weg freiräumen will? Mit der Absicht marktlückenwirksamer Kompetenzsimulation auf Papier, im Reagenzglas? Nein. Mir grauste vor diesem Homunkulus-Gedanken. Androiden mußten es sein, die Lust hatten am Jurassic-Park der Wortungetüme. Ja, schöne Gewißheit! So mußte es sein. Von keines Weibes Schoß ward ihr geboren.

Tage und Nächte ließ ich verstreichen, wartete, bis Vollmond vorüber war. Das Hoch Ingeborg hatte Eurosonne eingeschmuggelt. Ich fühlte die Stunde gekommen. Spontan griff ich nach einem Stapel Präsentationsmappen aus feinstem Kunststoff, voll Farbe, Lebenslust und Transparenz. Konvolute kreativer Wissenschafts-

vermittlung für Freunde, Kunden, Konsumenten, gegen Konkurrenten. Alles war heiter, alles war gut.

Erholsam wie Reiseprosperkte, desinformativ wie Telekom-Werbung, bunt gefiedert wie die Erscheinungen der Love Parade. Viel Bild, viel freier Atem, Worte wie mit der Pinzette gewählt, Textcluster eigentlich nur aus graphischem Grund. Düfte stellten sich ein, Musac quoll leise aus den Klarsichtmappen, Wunderwerke der Synästhesie. Konnte ich zufrieden sein?

In den verklungenen Elegien aus Duino hatte es geheißen: Das Schöne ist nur des Schrecklichen Anfang. Ich hielt inne. Diese doppelt gestrichenen Glanzpapiere. Sollten sie die Laizität von der Größe und Schönheit der Wissenschaft überzeugen? Sollten den Vertrauensschwund gegenüber castorartig versiegelten Expertensystemen wegschönen? Sollten den Dialog eröffnen, womöglich die Betroffenen der Forschung ermutigen, im Märchenwald der Wissenschaft Wünsche zu haben? War das etwa der Widerklang von wissenschaftlicher Intelligenz und Phantasie? Von einer ganzen lebenslangen Lebensform? Von Abhängigkeiten, Rücksichtnahmen und Behauptungskämpfen? Von schlaflosem Fleiß und zehrender Erkenntnisnot? Von Findeglück, von Konkurrenz, von Selbstverzicht und Seelentod? Hatten die Wissenschaftler das verdient? Sie waren doch Menschen, benebst ihrem Funktionscharakter im System.

Die Wissenschaftler, so dachte ich dann, müssen selber von sich reden, und zwar von allem, nicht nur von Arbeitsergebnissen, sondern von den Wegen dahin, von den Umständen, von Glück und Widrigkeit, von ihrem Leben. Es hat doch schon Leute gegeben, die das wunderbar konnten. Sie hat man am wenigsten vergessen. Waren sie geringere Wissenschaftler, weil sie, zu sich selbst befreit, auch Sprache hatten?

Erzählen befreit und bringt die Zeit, die man an der Haustür verschenkt, durch das Seelentor wieder herein. Die Sorgfalt des Forschens, gerichtet auf den Gegenstand, nicht

abziehen von der Liebe, die eigene Arbeit darzustellen, Methodendenken auch als Sprachdenken wiederholen, der eigenen Wissenschaft also ein Fluidum schaffen, in dem sie ihre Schönheit und Größe entfalten kann.

Testudo volans, die »fliegende« Schildkröte, erscheint nur so lange als Sinnbild des Unmöglichen, des Absurden, des unauflöselichen Widerspruchs, als sie im falschen Medium fliegen soll, der entfremdeten Sprache. Doch gibt es kaum eine schönere Fliegerin als Testudo volans, sobald sie sich in ihrem Fluidum bewegen darf, in einer nährstoffreichen Sprache, die die Menschen schwimmend mit ihr teilen können.

